

Aberwitz und Wahn

Joachim Meyerhoff berichtet im zweiten Teil seines autobiografischen Erzählprojekts von einer Kindheit in der Psychiatrie und vom Tod des Vaters. Sein Buch ist ein schmerzlich komischer Familienroman über Aufbrüche und Abschiede.

Von Till Briegleb

In der Psychiatrie aufzuwachsen, ist ein großer Spaß. Da hat man Sportsfreunde wie den „Glöckner“, der einen auf den Schultern trägt, oder Künstlerfreunde, die den ganzen Tag aufgeschnittene Katzen malen. Das hässlichste Mädchen der Welt kommt zum Geburtstagskränzchen, beim Krippenspiel liegt ein schwerbehinderter Junge als Jesus im Stroh, und Maria spielt in der Zwangsjacke. Wenn man zur Schule geht, fragt einen der „Pfortner“, ob man heute schon „Ficki-Ficki“ gemacht hätte, und in den Schlaf begleitet einen kein Amselkonzert, sondern das allabendliche Brüllen der Patienten.

Aber natürlich ist das nur dann ein großer Spaß, wenn man keiner der Insassen ist, sondern der jüngste Sohn des Anstaltsleiters und dazu ein rechter Zausel: Joachim Meyerhoff, Schauspieler am Wiener Burgtheater, wo er seine Lebenserinnerungen bereits in sechs Kapiteln mit großem Erfolg auf der Bühne inszeniert hat, verlebte seine Kindheit im Zentrum der psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt Hesterberg in Schleswig und weiß davon sehr Vergnügliches zu berichten.

Nach der ersten Umarbeitung seiner Biografie-Performances zu dem Romandebüt „Amerika“, in dem er von seinem Austauschjahr Mitte der Achtziger in der Provinz von Wyoming berichtete, beobachtet Meyerhoff im zweiten Teil seiner Autobiografie – unter dem Titel „Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“ – mit den stauenden Augen eines Kindes den Alltag des Irreseins. Und Irresein ist in der Perspektive des kleinen Aufmerksamkeitsschwamms Josse durchaus kein Vorrecht der Ein-

gesperrten. Das Familienleben der Meyerhoffs erscheint in den Augen des Jüngsten ebenso wenig normal wie das Leben in einer Kleinstadt, die in den Siebzigern vor allem berühmt war für ihre gekochten Möweneier, ihre Moorleichen, eine Gehörlosen-Disco und die leere Wiese, auf der einst die Wikingerstadt Haithabu gestanden haben soll – und natürlich für die zahlreichen staatlichen und privaten Anstalten zur Aufbewahrung der „Mongos“ und „Spastis“, wie man sie in der Psychologen-Familie Meyerhoff nannte, wenn man unter sich war.

Der kleine Joachim war allerdings auch nicht ohne. Als schulunfähiger Tagträumer mit Anfällen von Tobsucht gleicht das von Meyerhoff kolportierte Selbstbild einem typischen Problemkind, wie man es zwanzig Jahre früher mit Elektroschocks und zehn Jahre später mit Ritalin behandelt hätte. Aber die enge Nachbarschaft mit unheilbaren Problemkindern und unpraktischen Eltern hat letztlich doch dazu geführt, dass aus dem überkandidelten Jungen und „spindeldürren Hochdruck-Zappler“ ein Burgschauspieler wurde. Dessen Bühnentheatralik merkt man die kindliche Überreiztheit zwar manchmal als aufdringliche Manier an. In seinem biografischen Lebensprojekt „Alle Toten fliegen hoch“ konnte Meyerhoff seine drängelnde Selbstdarstellung aber dank eines herzlichen Humors zum Vorteil nutzen – auf der Bühne wie in Buchform.

Mit federnder Leichtigkeit erzählt Meyerhoff von letztlich wenig aufregenden Tatsachen. Episoden handeln von dem Begräbnis einer Amsel, die sich am Fenster das Genick gebrochen hat, von den Strategien des Jüngsten, den Bettgang hinauszuzögern, wenn ein Spielfilm lief, von den guten Vorsätzen des fetten Vaters, gesünder zu leben, oder von dem idiotischen Versuch, Blutsbrüderschaft mit dem Hund zu schließen. Und natürlich vom Essen, vor allem von der Lieblingsspeise der Familie: gekochte Innereien. Aber nichts kann so langweilig, spießig und gestrig sein, dass Meyerhoff nicht doch eine amüsante Betrachtung daraus zu gewinnen weiß.

Durch seinen ironischen Plauderton und sein Talent für lustige Ausschmückungen gelingt es ihm immer wieder, seine letztlich gewöhnlichen Kindheitserlebnisse zur Operette umzuschreiben. Wobei die überaus detaillierten, viel zu klugen Beobachtun-

gen ebenso wie die kruden Schlussfolgerungen, die der kleine Joachim hier macht, der Grund sein dürfte, warum diese Autobiografie Roman heißt. Für echte Erinnerungen sind diese Aufzeichnungen viel zu geschnitzt und präzise.

Natürlich geschehen in dem biedereren Alltag, umgeben von 1500 Geisteskranken, auch Dinge, die den Rang von echten Erlebnissen haben. Etwa als Landesvater Gerhard Stoltenberg im Regen eine Klinikerverweiterung eröffnen möchte, der Patient „Tarzan“ aber aus dem Baum schreit: „Hände hoch, oder ich schieße“, worauf die Bodyguards den Ministerpräsidenten sofort in den Matsch werfen.

Meist aber leben die Episoden von der ironischen Ausstattung und nicht von den kleinen persönlichen Mosaiksteinchen, die sich in jedes Porträt einer bundesdeutschen Kindheit im zugigen Schleswig-Holstein fügen ließen. Zumindest, bis die Geschichte schleichend von der Komödie in die Tragödie kippt und die Toten das Erzählen ernst werden lassen.

Wie schon in „Amerika“ entsteht diese Wende durch den Unfalltod des Bruders, der den heiteren Teil beendet. Aber in „Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“ vertieft sich Meyerhoff vor allem in das Sterben seines Vaters, der mit jedem Kapitel mehr zur eigentlichen Hauptfigur dieses Bio-Romans wird. Der bewunderte beleibte Mann, der aus der Kinderperspektive alles wusste und konnte, verwandelt sich mit wachsendem Realitätssinn seines Erzählersohns in einen unpraktischen, unglücklichen und vor allem lebensängstlichen Menschen, der sich die Welt aus ziemlich beliebigem Bücherwissen zusammenbaut – und für den, wie sein Sohn irgendwann ernüchert feststellt, auch seine Familie lediglich „eine Theorie war, die er nur in seinem Sessel, in Bücher vertieft, oder fern von uns ertrug“.

Als den Vater der Krebs zerfrisst, kommt es noch einmal zu sehr anrührenden Kontaktaufnahmen mit dem mittlerweile erwachsenen Sohn, der fern von der enttäuschenden Familientheorie in Kassel seine Theaterlaufbahn beginnt. Diese letzten Kapitel, in denen Meyerhoff mit nun verhaltener Lakonie über das Abschiednehmen schreibt, führen den bis dahin überaus komischen Roman aus dem Feld der BRD-Satire in die existenzielle Hälfte des menschlichen Daseins.

Und hier zeigt sich, dass Meyerhoff nicht nur die spöttische Distanzierung beherrscht, sondern Trauer und Mitgefühl so an das Ende einer Komödie fügen kann, dass diese ohne Pointe auskommt. In dieser Balance ist Meyerhoffs zweiter Teil von „Alle Tote fliegen hoch“ eine sehr intensive Familiengeschichte über den lauen Durchschnitt des Lebens und des Sterbens – wo der Spaß dann einmal keinen Platz mehr hat.

Joachim Meyerhoff: Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war. Roman. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2013. 352 Seiten, 19,99 Euro.